

(Nachdruck verboten.)

4)

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Geh.

Gainan war von Herkunft ein Tscheremiss, der Religion nach ein Gözenanbeter. Dieser letzte Umstand schmeichelte aus irgendeinem Grunde Komatschow. Im Regiment war unter den jungen Offizieren die ziemlich naive, kindliche, lächerliche Gewohnheit verbreitet, den Burtschen allerhand wüste, ungewöhnliche Dinge beizubringen. Wetkin zum Beispiel fragte, wenn seine Kameraden bei ihm zum Besuch kamen, gewöhnlich seinen Burtschen, einen Moldauer: „Na, Buseskul, haben wir noch Champagner im Keller?“ Buseskul antwortete darauf vollständig ernst: „Nein, Herr Leutnant haben gestern das letzte Duzend ausgetrunken.“ — Ein anderer Offizier, Unterleutnant Epifanow, liebte es, seinem Burtschen sehr weise, ihm selbst schwerlich verständliche Fragen vorzulegen. „Wie ist Deine Meinung, mein Lieber,“ fragte er, „über die Wiederherstellung des monarchischen Prinzips im gegenwärtigen Frankreich?“ Und der Burtsche erwiderte ohne zu blinzeln: „Sehr wohl, Herr Leutnant, das geht sehr gut.“ — Leutnant Bobetinski hatte seinem Burtschen den Katechismus beigebracht, und nun antwortete der Burtsche auf die sonderbarsten, zusammenhanglosesten Fragen stets: „Was gibt oder nützt dieses?“ — „Dieses gibt oder nützt nichts,“ oder: „Welche Meinung heget hierüber die heilige Kirche?“ — „Die heilige Kirche heget hierüber keine Meinung.“ Der selbe Burtsche deflammierte auch mit abgeschmackt tragischen Gesäßen den Monolog des Pimen aus Boris Godunow. Ferner war die Sitte verbreitet, die Burtschen französisch sprechen zu lassen: „Bonjour, Mussieh, bonne nuit, Mussieh, wuleh wu du Tee, Mussieh“ — und alle diese Albernheiten waren die Folgen der Langeweile, der Beschränktheit eines vollständig abgeschlossenen Lebens und des Fehlens jeglicher anderer Interessen außer den dienstlichen.

Komatschow fragte Gainan oft nach seinen Göttern, von denen der Tscheremiss selbst eine ziemlich dunkle und kümmerliche Vorstellung hatte, und fragte ihn besonders, wie er den Treueid für Thron und Vaterland geleistet hätte. Diese Eidesleistung war wirklich in sehr origineller Weise vor sich gegangen. Während die Eidesformel für die rechtgläubigen Russen der Pope vorsprach, für die Katholiken — ein römisch-katholischer Geistlicher, für die Juden — ein Rabbiner, für die Protestanten in Vertretung eines Pastors — Stabshauptmann Diez und für die Mohammedaner — Leutnant Bel-Agamalow — wurde mit Gainan ganz anders verfahren. Der Regimentsadjutant reichte ihm und zwei Landsleuten und Glaubensgenossen der Reihe nach ein Stück Brot mit Salz auf der Säbelflinge; dann nahmen die Leute das Brot, ohne es mit den Händen anzufassen, in den Mund und aßen es sofort auf. Die symbolische Bedeutung dieser Zeremonie war wohl folgende: Ich habe Brot und Salz im Dienste des neuen Herrn gegessen — nun soll mich das Eisen strafen, wenn ich untreu bin. Gainan war augenscheinlich auf diese ganz besondere Zeremonie sehr stolz und erinnerte sich ihrer mit Vorliebe. Und da er bei jedem Mal seiner Erzählung immer neue und wieder neue Einzelheiten hinzufügte, so kam schließlich eine ganz phantastische, ungläublich abgeschmackte und in der Tat lächerliche Geschichte heraus, die Komatschow und den Offizieren, die ihn besuchten, viel Ergötzen bereitete.

Gainan glaubte auch jetzt, der Leutnant würde alsbald die übliche Unterhaltung über seine Götter und seinen Eid mit ihm beginnen, und blieb deshalb mit schlaudem Lächeln erwartungsvoll stehen. Komatschow aber sagte träge:

„Nun gut . . . Geh . . .“

„Soll ich Dir den neuen Rock hinlegen, Herr Leutnant?“ fragte Gainan bestimmert.

Komatschow schwieg und zauderte. Er wollte sagen — ja, dann — nein, dann wieder — ja. Er seufzte tief nach Kinderart in Absätzen und erwiderte verdrießlich:

„Nein, laß das, Gainan . . . Wozu denn . . . Laß sie laufen . . . Bring' den Samowar, Freund, und dann lauf ins Kasino und hol das Abendessen.“

„Gut geh ich sicher nicht hin,“ dachte er hartnäckig, aber

ohne Energie. „Kann doch nicht jeden Tag die Leute langweilen und . . . Man scheint dort von mir gar nicht erbaut zu sein.“

In seinem Verstande erschien ihm dieser Entschluß fest, aber irgendwo, tief verborgen in seiner Seele, regte sich, allerdings fast ohne in sein Bewußtsein zu dringen, die Ueberszeugung, daß er heute wie gestern und wie fast jeden Tag während der letzte drei Monate dennoch zu Nikolajews gehen würde. Jeden Tag, wenn er um zwölf Uhr nachts von ihnen ging, gab er sich voll Scham und Erregung über seine Charakterlosigkeit das Ehrenwort, eine oder zwei Wochen verstreichen zu lassen, oder seine Besuche bei ihnen gänzlich einzustellen. Und so lange er nach Hause ging, sich ins Bett legte und einschloß, glaubte er, daß es ihm keine Schwierigkeit machen würde, sein Wort zu halten. Aber die Nacht verging, langsam und verdrießlich schleppte sich der Tag hin, der Abend brach an, und wiederum zog es ihn krankhaft und unwiderstehlich in jenes reine, helle Haus, in jene gemütlichen Zimmer, zu diesen ruhigen und fröhlichen Leuten und namentlich zu dem süßen Zauber der Schönheit, des Liebreizes und der Koletterie des Weibes.

Komatschow saß auf dem Bette. Es wurde dunkel, aber er sah noch gut sein ganzes Zimmer. Ach! Wie langweilig war es doch, jeden Tag dieselben wenigen, dürftigen Gegenstände seiner „Einrichtung“ zu betrachten. Die Lampe mit rosa Schirm auf dem Schreibtisch neben der runden, schnell tickenden Weckuhr und dem Tintenfaß in Mopsgestalt; an der Wand beim Bette eine Filzdecke mit einem Tiger und einem reitenden Neger mit einer Lanze; eine gebrechliche Etagere mit Büchern in der einen Ecke; in der anderen der sonderbare Umriß eines Violoncellfutterals; über dem einzigen Fenster ein aufgerollter Strohvorhang. Neben der Tür ein Bettuch, daß das Kleidergestell bedeckte. Jeder ledige Offizier, jeder Fährich besaß unausbleiblich ebendiese Gegenstände, mit Ausnahme des Violoncells; Komatschow hatte es dem Regimentsorchester entnommen, wo es gar nicht gebraucht wurde, hatte dann aber nicht einmal die Tonleiter gelernt und die Musik vor einem Jahr wieder aufgegeben.

Vor etwas über einem Jahr hatte Komatschow, der eben erst die Kriegsschule verlassen, sich mit Genuß und Stolz diese alten Dinge angeschafft und sich eingerichtet. Eine eigene Wohnung, eigene Sachen, die Möglichkeit, sich etwas zu kaufen, nach eigener Wahl auszusuchen, sich nach seinem Geschmack einzurichten — alles das erfüllte den zwanzigjährigen Jungen, der gestern noch auf der Schulbank gelesen hatte und mit den Kameraden in Kolonne zum Tee und Frühstück gegangen war, mit selbstfüchtigem Entzücken. Welche Hoffnungen und Entwürfe hatten ihn erfüllt, als er sich diese kümmerlichen Dinge kaufte! . . . Welch strengen Lebensplan hatte er sich vorgezeichnet. Die ersten zwei Jahre — gründliche Bekanntschaft mit den Klassikern, systematische Erlernung der französischen und deutschen Sprache, Beschäftigung mit Musik. Im letzten Jahre Vorbereitung zur Akademie. Es war auch unbedingt nötig, das öffentliche Leben, Literatur und Wissenschaft zu verfolgen; deswegen abonnierte Komatschow auf eine Zeitung und auf ein monatlich erscheinendes Journal. Zum Selbststudium schaffte er sich die Psychologie von Wundt, die Physiologie von Lewis und die „Self-help“ von Smiles an.

Und nun lagen die Bücher schon dreiviertel Jahr auf dem Bort, und Gainan vergaß den Staub abzuwischen; die Zeitungen trieben sich noch im Streifband unter dem Schreibtisch herum, das Journal wurde nicht mehr gesandt, weil der Abonnementspreis nicht bezahlt war; Unterleutnant Komatschow selbst aber trank im Kasino viel Wodka, hatte schon lange ein schmutziges, langweiliges Verhältnis mit einer Regimentsdame, mit der er den schwindfüchtigen und eifersüchtigen Gatten betrog, spielte „Stoß“ und fühlte sich immer mehr bedrückt, sowohl durch den Dienst wie durch die Kameraden und sein eigenes Leben.

„Entschuldigen, Herr Leutnant!“ schrie der plötzlich geräuschvoll vom Flur hereinströmende Burtsche; dann begann er aber sofort in ganz anderem, einfachem, gutmütigem Tone: „Hab' vergessen zu sagen. Ist ein Brief von Frau Peterjon gekommen. Der Burtsche hat ihn gebracht; soll Antwort schicken.“

Romaschow runzelte die Stirn, zerriß das lange, schmale, rosa Kubert, auf dessen Ede eine fliegende Taube mit einem Brief im Schnabel abgebildet war.

„Nach Licht, Gaián,“ befahl er dem Burschen.

„Mein lieber, guter, schnurrbärtiger George“ — las Romaschow die bekannten, nach unten strebenden, unsauberen Beilen. — „Du bist jetzt schon eine ganze Woche lang nicht bei uns gewesen, und ich habe mich so nach Dir gesehnt, daß ich die ganze letzte Nacht geweint habe. Bedenk das eine, daß, wenn Du mich verachtest, ich es nicht ertrage. Ein Schluck aus dem Morphinumfläschchen, und meine ewigen Leiden sind zu Ende, während Dich Dein Gewissen quält. Komm unbedingt heute abend sieben einhalb Uhr. Er ist nicht zu Hause; er hat taktische Übungen, und ich küsse Dich fest, fest, fest, so sehr ich nur kann. Komm doch. Ich küsse Dich 1 000 000 000 . . . mal.“

Ganz Deine Kaisa.

P. S. Weißt Du noch, Liebste, wo die Weide
Leis am Flusse gerauscht?
Heiße Küsse haben wir beide
Dort miteinander getauscht.

P. P. S. Sie müssen unbedingt, unbedingt nächsten
Sonabend zur Abendunion kommen. Ich bitte im voraus
um die dritte Quadrille. Das hat was zu bedeuten!!!!!!

Endlich unten auf der vierten Seite stand folgendes:



(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Weg zum Ruhm.

Von E. G. Glü. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Dr. Joseph John.

Josephine Lafrippe, 50 Jahre alt, Direktor der „Folies-Manitou“. — Ein jovialer Herr mit breitem Vollmondgesicht und respektablem Wächlein. Pashaneigungen, etwas beschränkte Intelligenz, aber im übrigen harmlos.

Julien Martel, 25 Jahre alt, dramatischer, noch nicht aufgeführter Autor. Wenig Talent, aber viel Selbstvertrauen.

Der Theaterdiener (eintretend und dem Chef eine Karte überreichend): „Der Herr behauptet, Sie hätten ihn bestellt.“

Lafrippe (erstaunt): „Ich? . . . (die Karte betrachtend): Uebrigens schon möglich! . . . Martel? Martel? . . . Wer kann das sein? . . . Er soll warten! Ich bin beschäftigt! . . .“

Herr Lafrippe ist in der Tat beschäftigt: er rollt Zigaretten, die er in ein elegantes Etui aus rotem Leder tut. Nachdem das Etui gefüllt ist, schellt Herr Lafrippe und befiehlt, den Besuch hereinzuführen.

Martel (eintretend, etwas verlegen): „Herr Direktor!“

Lafrippe: „Ahl Sie sind's?“

Martel (verwirrt): „Ja.“

Lafrippe: „Sie bringen mir ein Stück, wie ich sehe?“

Martel: „Ja, Herr Direktor.“

Lafrippe: „Sie wissen, Vallissart hat mir einen Brief geschrieben, worin er Ihnen eine bedeutende Zukunft prophezeit.“

Martel: „Er hat mir allerdings gesagt . . .“

Lafrippe: „Er versichert mir, Sie hätten Talent . . . (gämmerhaft) und ich bin nicht abgeneigt, auch meinerseits Ihr Talent zu entdecken . . . Uebrigens — das will ich Ihnen nicht verheimlichen: ohne die Empfehlung Vallissarts hätte ich Sie noch nicht einmal empfangen! . . . (wichtig): Mein Theater gehört zu denjenigen Kunstinstituten, deren Pforten sich nur den vom Erfolg begünstigten Autoren öffnen.“

Martel (sich verbeugend): „Ich weiß es.“

Lafrippe: „Aber Vallissart interessiert sich für Sie — das genügt! Ebenso hoch wie sein Talent, welches ihn zu einem unserer bedeutendsten Schauspieler macht, schätze ich sein stets sicheres Urteil. Ich bin also bereit, Ihr Stück zu lesen und, wenn es sehr gut ist, werde ich es vielleicht auch aufführen . . . Es ist eine Komödie, nicht wahr?“

Martel: „Ja, Herr Direktor, eine Komödie in drei Akten und in Prosa.“

Lafrippe: „Ausgezeichnet! . . . Die Prosa, gute Prosa notabene — etwas Besseres gibt's doch nicht! . . . Kommen Sie mir nicht mit Versfüßen! . . . (achselzuckend) Spricht man denn im Leben jemals in Versen?“

Martel (lachend): „Allerdings nicht!“

Lafrippe: „Gätten Sie mir ein Versdrama gebracht, seien Sie überzeugt, ich hätte um keinen Preis . . .“

Fräulein Jane Drière (die allmächtige Favoritin und Star der „Folies-Manitou“, wie ein Wirbelwind ins direktoriale Allerheiligste stürmend): „Hör' mal, Josephin! . . . (Martel bemerkend, der sich tief verbeugt) Ah! ich störe Dich!“

Lafrippe: „Durchaus nicht! . . . Was wünschst Du?“

Fräulein Drière: „Ich brauche zwei Logen für heute Abend.“

Lafrippe: „Donnerwetter! Zwei Logen! Das wird nicht . . .“
Fräulein Drière (in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet): „Also abgemacht, nicht wahr?“

Lafrippe (gezähmt): „Abgemacht! . . . Aber sag's dem Kassierer!“

Fräulein Drière: „Bon! . . . Auf Wiedersehen!“

Lafrippe: „Auf Wiedersehen!“

Martel (sich verbeugend): „Madame!“

Fräulein Drière (ihm neugierig betrachtend): „Ich möchte wetten, der Herr ist Schriftsteller!“

Martel: „Wetten Sie nicht, Madame! Sie würden gewinnen!“

Lafrippe (vorstellend): „Julien Martel, ein Debütant, den Vallissart mir warm empfiehlt . . . Fräulein Jane Drière.“

Martel (sich abermals verbeugend): „Mein Fräulein!“

Fräulein Drière: „Julien Martel? . . . Wo habe ich doch? . . . Wenn ich nicht irre, habe ich Verse gelesen, die mit diesem Namen unterzeichnet waren!“

Martel: „Ich habe einige Poesien im „Literarischen Echo“ veröffentlicht.“

Fräulein Drière: „Richtig! — Sehr hübsche Sachen! Mein Kompliment! . . . Sie sind ein Dichter, der . . .“

Martel (geschmeichelt): „Oh, mein Fräulein!“

Lafrippe: „Sagen Sie mal, wie kommt es, daß Vallissart mir nichts davon schreibt? . . . (zu Fräulein Drière) Also er hat Talent?“

Fräulein Drière (bestimmt): „Enormes Talent!“

Lafrippe (zu Martel): „Warum verschweigen Sie mir, daß Sie Verse . . .?“

Martel (lächelnd): „Ich habe es durchaus nicht verschwiegen, aber da ich sah, daß Sie sich für Verse nicht sonderlich begeistern, hielt ich es für zweckmäßiger . . .“

Fräulein Drière: „Was bringen Sie uns denn da? Ein Stück in Versen, hoffe ich?“

Martel: „Nein, Fräulein, drei Akte in Prosa.“

Fräulein Drière (hervorstrebend): „Wie? Sie können reizende Verse machen und bringen uns ein Stück in Prosa!“

Martel: „Gott! mein Fräulein, ich . . .“

Fräulein Drière: „Und ich wäre so glücklich, ein schönes Versdrama freieren zu können!“

Martel: „Wenn ich gewußt hätte! . . . Aber für gewöhnlich werden die Versdichter auf dem Theater so stiefmütterlich behandelt . . . Herr Lafrippe rühmte mir noch eben die Ueberlegenheit der Prosa . . .“

Fräulein Drière: „Und er verachtete die Poesie?“

Martel: „Er verachtete sie nicht. Er widerriert sie.“

Fräulein Drière: „Das sieht ihm ähnlich! . . . Er ist ein Barbar!“

Lafrippe: „Na, na!“

Fräulein Drière: „Ein dreifacher Barbar! — Wie übrigens alle seine Kollegen!“

Lafrippe: „Erstens wußte ich nicht, daß Herr Martel . . . Ich bestreite durchaus nicht, daß eine Komödie in Versen, in schönen Versen . . .“

Fräulein Drière: „Wie ist denn Ihr Stück? . . . Erzählen Sie mal schnell! . . . Titel?“

Martel: „Lieber!“

Fräulein Drière: „Ein banaler Titel!“

Lafrippe: „Und sehr alt . . . So alt wie die Welt!“

Fräulein Drière: „Wir werden ihn ändern . . . Die Szenerie?“

Martel: „Im ersten Akt ein Salon mit großer Glaswand, welche den Ausblick auf einen Park gestattet.“

Fräulein Drière: „Schön!“

Martel: „Im zweiten Akt ein in Dämmerung gehüllter Garten.“

Fräulein Drière: „Sehr schön!“

Martel: „Im dritten Akt eine profaischere Szenerie: ein Bahnhof.“

Fräulein Drière: „Si sieh mal an!“

Martel: „In dieser Szenerie, welche viel Bewegung und die Einführung episodischer Figuren gestattet, spielen sich einige heitere Szenen ab, welche das richtige Relief für den Schmerz der Heldin bilden.“

Fräulein Drière: „Nun erzählen Sie uns das Stück!“

Lafrippe: „Es wird doch nicht lange dauern?“

Martel: „Nein . . . André liebt Lucienne wahnsinnig, Lucienne, welche mit einem Mann verlobt ist, den sie nicht liebt, bricht mit ihrem Bräutigam, überwirft sich mit ihrer Familie und geht. André soll sie auf dem Bahnhof treffen, um gemeinsam mit ihr in die Freiheit zu ziehen. Aber im letzten Augenblick vermag André, der verheiratet ist, sich nicht zu entschließen, seine Frau zu verlassen. Und nun geht Lucienne ohne ein Wort des Vorwurfs gegen ihn, für den sie Bräutigam, Familie, alles, alles geopfert hat, stolz, aber gebrochen, in die Fremde . . . Fertig!“

Fräulein Drière: „Sehr schön! Die Rolle Lucienne's ist entzückend!“

Martel: „Wirklich?“

Fräulein Drière: „Doch Sie müssen Ihr Stück umschreiben, ein Versdrama daraus machen . . .“

Martel (zögernd): „Ja, aber . . . eben noch . . . befandete Herr Lafrippe eine solche Vorliebe für Profastrüde . . . Wenn Sie es so lesen möchten, wie es jetzt . . .“

Lafrippe: „Nein, nein! . . . Ich bin sicher, daß Ihre Prosa nicht von weit her ist! . . . (Erstauen bei Martel) Da sie ein Versdichter von Talent sind, können Sie unmöglich ein guter Profastriftsteller sein!“

Martel (lächelnd): „Das ist ein Paradoxon!“

Lafrippe (sehr ernst): „Es ist die Frucht einer langjährigen Erfahrung! . . . Ein Beispiel: Kostasand ist ein großer Poet, nicht wahr? Nun, schreibt Kostasand Profastrüde?“

Martel (lächelnd): „Nein.“

Lafrippe: „Schön! . . . Hervieu, Paul Hervieu, der uns wenigstens zwei Meisterwerke geschenkt hat, schreibt er Versstücke? . . . Nein! Er könnte es nicht! . . . Sie haben hoffentlich nicht den Ehrgeiz, soviel Talent zu besitzen wie Hervieu und Kostasand zusammen?“

Martel (verwirrt): „Nein, ganz gewiß nicht!“

Lafrippe: „Sie werden sich sofort an die Arbeit machen . . .“

Fräulein Drière: „Und uns schnell ein Meisterwerk liefern, das . . . Ich verspreche Ihnen, Sie sollen nicht lange auf die Premiere zu warten brauchen!“

Martel: „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, mein Fräulein!“

Lafrippe (ihn zur Tür begleitend): „Ja, mein Lieber, eine gute Komödie in Versen, in schönen Versen — etwas Besseres gibt's doch nicht!“

Ganz verwirrt von seinem Glück, kehrt Julian Martel nach Hause zurück. Noch am nämlichen Abend reist er nach Val d'Ajol, einem kleinen, weltentrückten Flecken in den Vogesen, wo seine Großmutter wohnt. Dort vergräbt er sich in die Einsamkeit und schreibt das gewünschte Versdrama. Er geht ganz auf in seinem Werk. Um nur ja durch keine äußeren Eindrücke gestört zu werden, empfängt er keinen Besuch, macht er keinen Besuch, ja nicht einmal eine Zeitung nimmt er während dieser Wochen in die Hand.

Drei Monate später.

Martel (mit erhobenem Haupt und siegesgewisser Miene das Kabinett von Herrn Lafrippe betretend): „Guten Tag, Herr Direktor!“

Lafrippe (fordial): „Sieh' dal . . . Sie sind's? Wie geht's?“

Martel: „Sehr gut!“

Lafrippe: „Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Bringen Sie etwas?“

Martel: „Ich bringe mein Stück!“

Lafrippe (erstaunt): „Ihr Stück? Welches Stück?“

Martel (verwirrt): „Wie denn — welches Stück? Nun, mein Stück, mein vollkommen umgearbeitetes Stück, welches Sie vor drei Monaten bestellt haben! . . . Ach! Es war ein hartes Stück Arbeit, aber ich bedauere es nicht! . . . Mein Versdrama wird . . .“

Lafrippe: „Sagen Sie mal, was erzählen Sie mir da für Sachen? Ein Versdrama für die „Folies-Manitou“?“

Martel (unruhig): „Nun ja . . . Fräulein Drière und Sie . . .“

Lafrippe: „Fräulein Drière? . . . Hören Sie, Verehrtester, von wo kommen Sie eigentlich?“

Martel: „Aus Val d'Ajol.“

Lafrippe: „Gibt's denn dort keine Zeitungen?“

Martel: „Doch. Aber ich habe seit drei Monaten kein Blatt in die Hand genommen.“

Lafrippe: „Das war sehr unrecht! . . . Wirklich unrecht! . . . Sie hätten dann nämlich erfahren, daß die „Folies Manitou“ seit 14 Tagen ihr Genre geändert haben.“

Martel (bestürzt): „Wie?“

Lafrippe: „Ja, ich spiele nur noch Operetten.“

Martel (gefürcht): „Ope . . .“

Lafrippe: „ . . . retten . . . Wenn Sie ein hübsches Libretto haben . . .“

Martel (sich an eine letzte Hoffnung klammernd): „Und Fräulein Drière?“

Lafrippe: „In Amerika . . . Und das ist kein Verlust für die französische Kunst.“

Martel (verzweifelt): „Oh! . . . Oh! . . . Die ganze Arbeit . . . die ganze Arbeit umsonst!“

Lafrippe: „Ja, sehen Sie, das Theater bereitet einem bisweilen solche kleinen Ueberraschungen! . . . Aber was sprechen Sie da von bergelblicher Arbeit? Ich kenne Sie jetzt! Ich weiß, daß Sie Talent haben! Das ist immerhin ein Resultat, sollte ich meinen!“ —

Kleines feuilleton.

tg. Holzkauf. Wäckermeister Hinrichs stand in seinem Laden, als er einen Wagen herankommen hörte. Er trat schnell vor die Tür und spähte die Dorfstraße hinunter. Richtig: Willfried war's, der alte grauöpfige Fuhrmann. Sah, die Peitsche in der Hand, auf

seinem wackeligen Kastenwagen und lenkte seine mageren Braunen. Dabei paffte er aus einer kurzen Pfeife.

„Na, Willfried. Wohin?“

Willfried zügelte die Pferde, wies mit der Peitsche irgendwo hin und brummte mürrisch: „Nach der Stadt.“

„Hättest wohl Lust, mir was mitzubringen?“

Willfried sah ihn von der Seite an: „Was soll's sein? Viel Platz hab' ich auf dem Rückweg nicht.“

„Holz brauch' ich!“ Hinrichs zwinkerte mit den Augen. „Und weil Du immer ein Lager hast im Forst —“

Willfried überhörte den letzten Satz: „Hast Holz in der Stadt gekauft? Bei wem?“

„Stell' Dich nicht dumm an!“ Hinrichs zwinkerte noch lebhafter. „Wo kauft man denn Holz? Keiner gibt's so billig ab wie der Willfried.“

„Ich?“ Der alte Fuhrmann machte ein so erstauntes Gesicht, daß der Wäcker laut lachen mußte.

„Komm' in den Laden. Trink' einen Bitteren.“

Willfried war schon unten. Er halte einen Strang aus und folgte dem Wäcker. Dann trank er zwei Gläschen, kratzte sich den grauen Kopf und fragte: „Wie viel?“

„So viel Du hast. Dein Wagen darf gepackt voll sein. Und weil Du doch durch den Forst mußt, — es war' heute eine schöne Nacht dazu. Hast doch noch was lagern?“ Der Wäcker zwinkerte wieder.

„Gewiß hab' ich lagern! Aber —“

„Nach' keine Geschichten. Es zahlt sich.“

Eigentlich sollt' ich nicht. Hab' schon dem Krämer versprochen, sein Holz mitzubringen. Das füllt den Wagen.“

„Ei dal! Die Geschäfte geh'n! Was, Willfried?“

Willfried tat sehr ehrwürdig und zog eine Holzanzweisung hervor: „Da, beim Förster hat er's gekauft, der Kletter.“ Es klang vortourfsvoll.

„Der Kletter ist ein Esel, Willfried.“ Der Wäcker lachte. „Hol's ihm ein andermal. Das darfst ja am Tage riskieren.“

„Ja,“ sagte Willfried, „s ist eigentlich schade um die schöne Nacht. Aber die Grünröde streichen jetzt herum, man wird seines Lebens nicht froh.“

„Dann hast den Schein, wenn einer dazukommt. Und sagst: hast Dich in der Nummer geirrt.“

Willfried stand noch immer nachdenklich: „Es ist so ein Mißtrauischer. Denkt leicht was Schlechtes von allen Menschen. Jahr für Jahr räubern die Spitzbuben im Forst, daß es eine Schande ist, sagt er.“

„It's auch.“ Der Wäcker lachte. „Da, trink' noch einen. Unser Herrgott läßt das Holz für alle wachsen. Ich bin auf in der Nacht. Klop' nur an die Wächstübentür. Wir schmeißen's auf den Hof.“

Willfried fuhr davon und dachte: Wenn der Kletter ehrliche Leute um ihr Brot bringt und sein Holz beim Förster kauft, kann ihm ein Denksattel nicht schaden. —

Am anderen Morgen ging Kletter, der Krämer, die Dorfstraße entlang und guckte über alle Bäume. Neben ihm, gemächlich die Pfeife schmauchend, schritt Willfried, der Fuhrmann: „Es ist eine Schande!“

„Und Du bist sicher,“ sagte Kletter, „das Holz war nicht da?“

„Kein Stück. Ein leerer Platz.“

„Hast Du Dich nicht im Ort geirrt? Der Wald ist groß.“

„Ich kenn' ihn. Jagen 15 stand doch auf Deinem Schein, nicht? Nummer 64. Also 63 und 65, die Hausen hab' ich gefeh'n. Aber 64 — nein. Der war futsch.“

„Kreuzmillionen! Was es für Spitzbuben hier gibt.“

„Mächtig wird geräubert, sagt der Förster.“

„Aufpassen sollen sie!“ schrie Kletter. „Wozu bezahlt man sie! Liegen im Nest in der Nacht. Derweil tragen die Spitzbuben den ganzen Wald fort!“

„Es ist schlimm,“ bestätigte Willfried.

Sie waren vor dem Wäckerladen angelangt. Hinrichs stand schmunzelnd vor der Tür. „So wütig, Kletter?“

„Mein Holz haben die Hallunken gemaußt! Im Wald!“

„Ja, was kauft es beim Förster!“

„Wo kauft Du's denn? In der Apotheke?“

Hinrichs jonnite sich: „Es gibt schon Leute. Ich hab' das meine rein.“

„Lach sehen. Wird schönes Gefasjer sein!“ Kletter drängte auf den Hof.

Willfried wollte ihn zurückhalten: „Gehen wir weiter.“

Kletter stand schon vor dem Holzstoß und schüttelte den Kopf: „Just wie mein's. Und billig, sagst Du?“

Hinrichs lachte: „Halb so teuer wie beim Förster.“

Willfried gab ihm einen heimliche Nippenstoß.

Kletter betrachtete das Holz von allen Seiten: „Aber genau die Art wie das meinige.“

„Holz ist Holz,“ sagte Willfried. „Es gibt viel von der Sorte.“

Ein Stück lag quer auf dem Stoß. Kletter nahm's: „Eine Nummer? Eine —, seine Miene erstarrte. Ein drohender Blick zum Wäcker: „Num — mer vier — und — sech — zig? 11“

„Das Stück muß mir einer über den Baum gekörfen haben.“

Hinrichs sandte Willfried einen vortourfsvollen Blick zu.

„Vielleicht haben sie Dir den ganzen Hausen über den Baum geworfen!“ Kletter ward höhnisch. „Gestohlen ist's!“

„Du, nimm Dein Maul in acht!“ Heinrichs Gesicht wurde feuerrot.

Willfried stand, seine Pfeife passend, ruhig dabei: „Macht doch keinen Lärm um die paar Kloben.“

„Paar Kloben? Schaffst Du mir mein Holz?“ schrie Kletter.

„Wenn's weiter nichts ist. Eben fällt mir ein —“, Willfried schlug sich an die Stirn, „da stand noch ein Hausen am der anderen Wegseite. Genau wie das hier. Die Forstleute mögen auch nicht immer genau nach der Reihe nummerieren. Das war Dein's!“

„Du“, Kletter maß ihn mit mißtrauischem Blick, „von Dir sagen sie auch nichts Gutes, die Leute.“

„Das Geschwätz!“ Willfried passte gemächlich. „Ich schaff Dir dein Holz!“

Heinrich ward mutig. Er schrie den Kaufmann an: „Na, soll ich's anzeigen oder willst Du? Verleumderische Beleidigung, Dul Daran steht was!“

Kletter wandte in seiner Ueberzeugung. „Ich wart' noch bis morgen. Dann zeigt sich das andere.“ Er ging.

„Den Kloben mit der Nummer könntest mir schenken,“ meinte Willfried zum Wäcker.

Der lachte: „Nimm ihn und schen' Dich, Du Erzballunkel!“ — Im Abend fuhr Willfried vorbei.

Und am anderen Morgen fand der Krämer einen Holzhaufen vor der Tür. Obenauf ein Stück mit der Nummer 64.

„Da siehst es,“ sagte Willfried zu Kletter, „mit der Beleidigung hättest efflig reinfallen können. Ich bin ja nicht so. Aber der Wäcker!“

Den bat Kletter um Entschuldigung. Aber einen Versöhnungstrant mußte er den beiden Beleidigten doch noch spenden. —

Theater.

Lustspielhaus. „Jahrmarkt in Pulsniß“.
Schwank in drei Akten von Walter Harlan. Ungerecht verteilt die Gaben ohne Billigkeit das Glück. Während Serbaes' „Jungfer Ambrosia“ neulich unter allgemeiner Anrufe kaum zu Ende gespielt werden konnte, fand Harlans an Unbeholfenheit und Langerweile wohlverwandter Schwank ein Premierenpublikum, das ohne eine Regung von Widerstand, ja mit Lachen und Applaus alle Unbilden ertrug. Ob dieser merkwürdige „Erfolg“ sich bei den späteren Vorstellungen wiederholen wird, darf freilich einstweilen wohl mit Zug bezweifelt werden.

Bei einiger humoristischen Erfindungskraft wäre aus der Hauptfigur, dem reichgeordneten und verheirateten Erfabrikanten Ahmann, der den Rest seiner Jahre der „Freude“ leben will, sich eine Wüste des Dionysos als gute Zimmer stellt und in Ermangelung anderer Unterhaltungen die sieben erbschleichenden Verwandten verböhnt, gewiß etwas ganz Amüsantes, Aktuelles zu machen gewesen — ein Philister, der sich an Feuerwein pompöser Nießsche-Sprüche einen dröhligen Rausch getrunken und in dem Löwenfell des Uebermenschen feierlich einherstolzieren möchte! Aber Harlan geht mit geschlossenen Augen an diesem doch so dankbaren und naheliegenden Motiv vorüber. Nicht einmal in Andeutungen weist er darauf hin. Das Gerede vom Dionysos verliert so jede Perspektive, jeden motivierenden Hintergrund. Man versteht nicht, wie Ahmann auf diesen Sport verfällt. Ebenso wie man die Verrücktheiten, auf die die anderen Personen verfallen, nicht versteht. Die Narrheit des Pusnißer Nabob bleibt uninteressant, schablonenhaft und dient auch nur als Ständer, ein paar matte, weit hinter dem üblichen Schwankniveau zurückstehende Situationspässe daran aufzuhängen. Um nur recht viel Geld aus dem Fenster zu werfen und damit die Erben zu kränken, läßt Harlan seinen Gelden auf dem Jahrmarkt eine Kegerin und in Berlin einen ägyptischen Mumienjarg laufen. Das und ein gereimter Gratulationsvortrag, mit dem die ägyptisch kostümierten Verwandten den Erbonkel bei seiner Rückkehr empfangen, sind ungefähr die Hauptpointen zur Erzielung von Heiterkeit. Am Schluß erfolgt dann programmatisch die Befehung. Der frühere Kombagnon Ahmann hält ihm über den vielberufenen Dionysos einen Vortrag nach dem Konversationslexikon. Dieser alte Griechengott sei ein Symbol der schaffenden Triebkräfte in der Natur. Im Grunde stünden daher die sogenannten Philister, die da fleißig bei der Arbeit und beim Sich-Vermehrten sind, dem wohlverstandenen Dionysoskult weit näher als ein talenloses, räsionnierendes Junggesellentum. Herr Ahmann nimmt sich das zu Herzen; im Handumdrehen verlobt er sich mit seiner Haushälterin und wird zum Wohl der Welt wie ehemals wieder Hütte fabrizieren.

Die Aufführung war bedeutend besser, als es die Aermlichkeit des Stückes verdient hätte. Herr Marx nahm sich mit seiner Kunst der Hauptrolle an und stellte aus den Bruchstücken eine Art von menschenähnlichem Gebilde her. Paul Müller nützte die Figur des Kompagnons zu einer hübschen, humoristischen Porträtstizze eigener Prägung. — dt.

Kunstgewerbe.

es. Im Dürer-Haus, Kronenstr. 18, findet augenblicklich eine Ausstellung von Künstlerdrucksachen statt, die viel Lehrreiches und Interessantes bringt. Sie ist von den Monatsheften für graphisches Kunstgewerbe" arrangiert. Das Material bilden die Entwürfe, die im Laufe von drei Jahren in der genannten Zeitschrift erschienen sind. Diese macht es sich speziell

zur Aufgabe, gleichermaßen praktisch und künstlerisch zu sein. Sie will die Vermittlerrolle zwischen dem Künstler, dem Produzenten, und dem Konsumenten, den auftraggebenden Firmen, übernehmen. Sie verwertet dabei die Erfahrungen, die die in unseren Tagen neu aufblühenden graphischen Künste uns gegeben haben und so, indem sie in gutem Sinne modern ist, bringt sie in das Alltägliche, in das geschäftliche Leben ein hübsche Kunst, eine reizvolle Linie, eine angenehme Farbe. Der Prospekt der Ausstellung klingt zwar sehr pessimistisch, und wer die Verhältnisse kennt, muß den humorvoll anliegenden Worten recht geben. Die in Frage kommenden Firmen, die Druckaufträge, sei es für Kellame, für Adressen oder sonst was zu vergeben haben, bleiben mit heiligem Eifer und göttlicher Trägheit beim alten. Wozu auch Neuerungen? Es ist einfacher und vor allem billiger so. Und allzu eindringlichen Vorstellungen gegenüber verschauzt sich der Fabrikant hinter den Einwand: „Wir können es nicht ändern, das Publikum will es so.“ So wendet sich die Leitung der „Monatshefte“ an das Publikum selbst und hofft so, einen Druck auf die Fabrikation auszuüben. Damit würde zugleich das Ansehen der Leute steigen, die jetzt in ewig gleicher Fabrikarbeit festgehalten werden, der Lithographen, Drucker, die dann vor neue Aufgaben gestellt würden.

Die Ausstellung gibt in dieser Hinsicht gute Winke. Sie zeigt, daß die Künstlerchar das Ziel immer im Auge behielt, praktisch und künstlerisch zugleich zu sein. Das erreicht sie oft durch ganz einfache, sinngemäße Anordnungen, durch Weglassen unnötiger Schnörkel, durch verständiges Ausnutzen des Materials in Form und Farbe. Jedes Blatt zeigt die vernünftige Anwendung gewonnener Lehren und Anschauungen. Da finden wir z. B. Gratulationsarten der Bäderungen, Milchjungen und der Schornsteinfeger. Dann Stiletts für Bierlachen, für Honig, für Puddingpulver. Menüarten, Einladungsschreiben, Firmenanzeigen, Weinkarten. Plakate, Ankündigungen, Rechnungen, Kataloge. Kurz — eine reiche Auswahl für die Firmen und die Besteller, denen gezeigt wird, was gut ist, damit sie diese Anregungen benutzen. Und auch den Fernstehenden interessiert diese Aufbarmachung künstlerischer Ideen für praktische Zwecke.

Wir sehen die Künstler die verschiedensten Wege gehen. Sie bleiben rein zeichnerisch und geben in Linien alles. Oder sie vermischen farbige Reize. Wieder andere stillieren die Farbe und die Linie und geben sinngemäße, logische Ornamente, die den Text umrahmen. Lehrreich sind die Tafeln des Leiters Knab, in denen Schwank in drei Akten von Walter Harlan. Ungerecht verlingsslügels überträgt für künstlerische Entwürfe, wie er so aus der Natur Anregungen zieht, die er in seinem Sinne verwertet. So liegt von den einfachsten Dingen bis zu komplizierten Erscheinungen ein reiches Material ausgebreitet. Was speziell Druckarten anlangt, so sind besonders die Blätter lehrreich, die nur durch eigenartige Anordnung, durch besonders gewähltes farbiges Papier und eine einfache Umrandung künstlerische Physiognomie erhielten. In dieser Hinsicht ist der Prospekt der Ausstellung, der auf gelblich-grauem Papier einfach und zugleich elegant gesetzt, ohne viel Aufwand bemerkenswert.

Die Ausstellung dauert bis zum 30. September. Der Eintritt ist frei. —

Humoristisches.

— Leicht zu helfen. „Glauben Sie, Herr Doktor, daß ich nach der Sachlage den Prozeß gewinnen kann?“

„Nach der Sachlage nicht — aber wir können ja die Sache auch anders legen!“

— Immer Knauer. Mann: „Das falsche Markstück, das ich gestern vereinnahmt habe, kann ich nur gleich zum Fenster hinauswerfen!“

Frau: „Wir gehen ja morgen zu der Soiree von Goldbergers! Gib's dem Diener als Trinkgeld!“

Mann: „Gleich die ganze Mark?!“ —

Notizen.

— Die Londoner „Times“ haben einen Wäckerklub errichtet, aus dem jeder Abonent, der sich verpflichtet, das Blatt 12 Monate zu halten, kostenlos so viele Bücher entleihen kann, wie er wünscht. —

— Im Verlag von Frey Bfemingstorff, Berlin ist ein brauchbares Vogelhandbuch von Wilhelm Schuster erschienen. Behandelt die einheimischen Vogelarten. 70 Textabbildungen. Preis 1 Mark. —

— Hermann Sudermanns „Stein unter Steinen“ geht im Lessing-Theater am 7. Oktober zum erstenmal in Szene. —

— „Der Polizeichef“, eine neue dreiaktige Operette von Josef Bayer, gelangt Mitte Oktober im Theater des Westens zur ersten Aufführung. —

Die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes (Sezession) bleibt bis Sonntag, den 8. Oktober, abends 7 Uhr, geöffnet. —

— Folgende Stizze aus dem Auffahsthe einer höheren Tochter aus Berlin W. wird der „B. Z. am Mittag“ mitgeteilt: „... und mit übergeschlagenen Beinen hingen die Mädchen am Munde des Lehrers.“ —